



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT
4848
G68
Z97

UC-NRLF

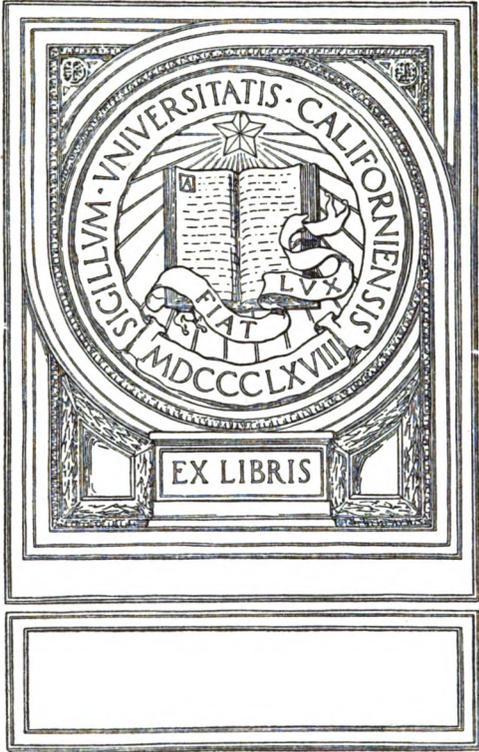


\$B 486 273

PT4848 G68 Z97

Otto Bremer
18.5.09.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·



Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Raffner, Johannes Janßen
und E. Th. Thiffen.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4.—, mit Porto Mk. 4,60. Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXVII.

15. März 1908.

Heft 6.

F. W. Grimme.

Ein Gedenkblatt zu des Dichters 80. Geburtstage.

Von

F. Wippermann.



Hamm i. W.

Markt 13.

Druck und Verlag von Breer & Thiemann.

1908.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien soeben:

Wegweiser durch das Gebiet der christlichen Caritas

von **A. Matern**, Domherr in Frauenburg. — Zweite, gänzl. umgearbeitete Auflage.

Preis broschiert 90 Pfg., Karton. Mk. 1.—, in Leinen gebd. Mk. 1.40.

Schon nach Jahresfrist ist von diesem Büchlein die zweite Auflage nötig, welche vollständig umgearbeitet und vermehrt ist. Auch den Beziehern der ersten Auflage wird das Büchlein in seinem jetzigen Umfange von neuem willkommen sein. Als ein vorzüglicher Führer durch das weitverzweigte Gebiet der christlichen Caritas und der z. Z. auch damit eng verbundenen Sozialreform sei es jedem Gebildeten bestens empfohlen.

Benders Buchhandlung (Hans Grimme), Braunsberg.

Carlshöhe Halber i. W.

Restauration u. Gartenwirtschaft.

Den geehrten Touristen und Sommerfrischlern bestens empfohlen.

Ferner mache die Herren Lehrer bei ihren Vergnügungstouren auf das Besteigen des hohen Aussichtsturmes aufmerksam, welcher herrliche Fernblicke auf das Siebengebirge, den Kölner Dom etc. bietet.

Gute Küche. — Grosse Halle.

C. Jsenburg.

Altenhüdem

Hôtel A. Hoffmann

hält sich Touristen, Reisenden etc. bestens empfohlen.

Neu erbaut. Modern eingerichtet.

— Gute Küche. —

Elektr. Licht. — Centralheizung.

— Warme und kalte Bäder. —

Mässige Preise.

Medebach

Gasthof Asshauer

empfiehlt sich bestens den Herren Geschäftsreisenden, Touristen und Sommerfrischlern.

Pensions - Preis
von 3.— Mk.



Heinrich Pickert

Gasthof z. Sommerfrische

Madfeld

bei Bredelar i. Westf.



Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung, Münster i. W.

Soeben begannen zu erscheinen:

Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erörtert. Ein Broschürenzyklus, herausgegeben von Univ.-Prof. **Dr. Nikel**, Breslau und Univ.-Prof. **Dr. Rohr**, Straßburg.

Bis jetzt erschienen (weitere Hefte werden rasch folgen):

- 1, Nikel, *Alte und neue Angriffe auf das Alte Testament.* Preis 0.60 Mk.
- 2, Nikel, *Der Ursprung des alttestamentarischen Gottesglaubens.* Preis 0.50 Mk.
- 3, Rohr, *Der Vernichtungskampf gegen das biblische Christusbild.* Preis 0.50 Mk.
- 4, Rohr, *Moderne Erklärversuche für das biblische Christusbild.* Preis 0.50 Mk.

Der Subskriptionspreis der ersten Folge (12 Hefte) beträgt pro Heft 45 Pfg. — 5.40 Mk. für die ganze Folge.

Bezug durch jede Buchhandlung.

Die Bibl. Zeitfragen wollen in einer auch der gebildeteren Laienwelt verständlichen Form jene biblischen Einzelfragen behandeln, welche gegenwärtig im Vordergrund der Diskussion stehen und dadurch dem Interesse dienen, welches erfreulicherweise in weiten Kreisen diesen Fragen entgegengebracht wird.

PT4848
G68297

F. W. Grimme.

Ein Gedenkblatt zu des Dichters achtzigstem Geburtstage
(25. Dezember 1907).

Von F. Wippermann.

„Tot, Grimme tot! Den besten beigezählet,
Soweit ein Sang erscholl in deutscher Zunge;
Stets Klang dein Lied in jugendfrischem Schwunge,
Von Lieb' und frommer Gotteslust befelet.“

P. Friß Effer.

I.

Grimmes Leben.*)

„A child that is born on Christmas Day
Is fair and wise, good and gay,“

„Christtagskind
Ist schön und klug, gut und frohgemint,“

sagt ein altes englisches Volksprüchlein, und der, von dem die folgenden Zeilen handeln sollen, weiß in seinen „Memoiren eines Dorfjungen“ noch viel mehr von den fürtrefflichen Eigenschaften eines Weihnachtskindes zu verraten: „Schon von einfachen Sonntagskindern mußte die alte Lene viel zu erzählen, welche Machtvollkommenheit

*) Aus der reichhaltigen Literatur über Grimme hebe ich hervor: G. Reiter, „Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands“ (1884) und „Katholische Erzähler der neuesten Zeit“ (2. Aufl. 1890), Fr. A. Muth, „Dichterbilder und Dichterstudien“ (1887), Nachruf in der deutschen Heimat, (Konstanz, 1882 Nr. 36), L. Schröder im Jahrbot 1901, Bibbelt in den Vorromäus-Blättern, 1904 Nr. 3, Böllmann in „Müchständigkeiten“ (1906). Zu großem Danke für lebenswürdige Unterstützung bin ich vor allem verschiedenen Mitgliedern der Familie Grimme, in erster Linie der Gattin des verstorbenen Dichters, sowie Herrn Professor Wallenhol in Paderborn, einem Verwandten und Freunde Grimmes, verpflichtet.

ihnen zu Gebote stände: sie wissen die Wünschelrute zu regieren und verborgene Wasseradern damit auszuwittern; mit dem Zauberstabe Steine in eitel Gold zu verkehren; sie verkeilen dem Vogel sein Nest, so fliegt dieser aus und kommt wieder mit der Springwurzel und sprengt damit den Verschuß seines Nestes: das Sonntagskind ist ge-
 scheit und fängt auf einem ausgebreiteten Lüchlein die Wurzel auf, die der Vogel fallen läßt, und ist Herr über alle Schlösser und Riegel in der Welt. Sonntagskinder schauen nachts von zwölf bis eins alle Geister, die umgehen müssen, den Mann, der den glühenden Grenzstein trägt, zur Strafe, daß er bei Lebzeiten die Grenzen verrückte, und rufen muß: „wo soll ich ihn lassen?“ bis ein Sonntagskind ihm antwortet: „wo er gestanden hat.“ Sonntagskinder schauen die verzauberte Prinzessin leibhaftig, wo Alltagskinder nur die schwarz-weiße Niesefake gewahren. Das und noch viel mehr kann schon ein Sonntagskind; Festtag ist mehr denn Sonntag, und Christtag die Krone der Vierhochzeiten: welche Macht muß demnach ein Christtagskind haben!“

BREMEN

Der das schrieb, war selber ein echtes und rechtes Weihnachtskind, und die Wünschelrute wußte er zu regieren und mit dem Zauberstabe Steine in eitel Gold zu verkehren, und von diesem Gold hat er ausgeteilt die Fülle unter seine Mitmenschen, und wir noch heute, achtzig Jahre nach der Geburt dieses Christtagskindes, erfreuen uns des köstlichen Goldes seiner Dichtung, seiner Frömmigkeit und seines Humors.

Am Weihnachtstage des Jahres 1827, gerade da der Pfarrer im Hochamt das Gloria in excelsis sang, ward dem Schulmeister Grimme im Dörfchen Assinghausen im Strunzertale im Sauerlande der siebente Sohn geboren. Lassen wir den jungen Weltbürger selber von seiner Ankunft und Aufnahme in dieser Welt erzählen: „Als die hellen Christtagsglocken das Hochamt einläuteten, ging er (der Vater) in die Küche, wo meine Mutter bei den Kochtöpfen stand, frisch wie ein junges Mädchen. Er sah mal in die Töpfe, was es für den Mittag gebe, und verabschiedete sich, um in die Kirche zu gehen und daselbst die Orgel zu spielen. Sehr wahrscheinlich, daß die Suppe ins Feuer gekocht und der Braten verbrannt ist; denn was eine halbe Stunde später, während des Gloria, geschehen, wißt ihr bereits. Und kaum war die Messe bis zum Credo gediehen, kommt da mein Bruder, ein Läuferchen von sechs Jahren, die Orgeltreppe heraufgetrampelt, kriecht unter den Bälgen her, bis zum Sitze meines Vaters, und flüstert ihm freudig zu: „Vater! wir haben einen kleinen Jungen.“ Da hat mein Vater einen Luch aufs Herz gekriegt, es ist ihm auf seinem Orgelstuhle so heiß geworden, als wenn er auf Kohlen säße, hat mitunter die verkehrte Taste gegriffen, die Messe ist ihm länger geworden, als wenn die drei Christtagsmessen an der Reihe gehalten würden, hat vom letzten Viere einen Vers abgeknappt, dann aber zum Schluß als Nachspiel mit vollen Registern einen „Luftigen“ aufgespielt; daß die Leute beim Hinausgehen sich munter angeguckt und gesagt haben: „Nun hör doch, wie er gut gelaunt ist!“ Doch nun

ist er spornstreichs nach Haus gegangen und sieht da seine liebe Christbejehrerung, davon er übergroße Freude gewinnt, dieweil es ein dicker, starker Junge ist und ihm, wie die Gebamme beschwören will, gleich sieht, wie aus dem Gesichte geschritten; und meine Mutter hat ihn aus dem Bette angelacht und gesagt: „Siehst du? ein leibhaftiges Christkindchen!“

Der kleine Mann mit dem „grimmigen“ Namen, der doch gar so wenig Grimmiges an sich hatte, der vielmehr einst so manchem ein lieberer Freund und Bekannter werden sollte, erhielt am Sankt-Stephanstage nach der Vesper in der Laufe den Hohenzollernschen Königsnamen Friedrich Wilhelm — war doch der König von Preußen selber nach Brauch Pate zu dem „siebenten Jungen“ geworden.

In „Schwanewippfens Brutsföhr“ gibt uns der Dichter durch den Mund des Titelhelden eine köstliche Schilderung von sich und seinem Elternhause. Auf dem Balken über der Tür stand: Und lasset die Kindlein zu mir kommen, „un derbuauer was 'ne Blaumenbant unner emme Fenster mit liuter Monatsrausen un Biglotten . . iut düm Hüse is manniq gutt Menskenkind riuterkommen . . . Awer, me soll't nit gloiwen, doch et is wöhr: iut düm selftigen Hüse stammet of 'ne Düärwerlink äißter Klasse, 'ne Windbuil, 'ne Blojebalg, 'ne Föpfer, 'ne Schrözer, 'ne Tiännewijer . . . 't is gar nit te seggen, te schryiwen un te molen!“

Die „Memoiren“, diese reiche Quelle der Jugendgeschichte Grimmes, berichten noch manches Interessante aus des Dichters Kinderjahren, von seinen Liebes- und andern Abenteuern. Schon früh nämlich — noch in Windeln — entbrannte des Jünglings Herz für das drei Wochen ältere Töchterlein der Gebamme, und noch im siebenzehnten Jahre bildete er sich steif und fest ein, er „müsse dieses Mägdelein notwendig heiraten . . . Ist doch anders kommen.“ Als der Kleine zum zweitenmale Weihnachten erlebte, da konnte er durch die ganze Stube laufen und Papa und Mama sagen, worüber Papa und Mama große Freude hatten, „trodem schon sechs andere Jungen dasselbe sagten.“ Hierin wie in andern überflügelte der kleine Pfiffikus schon bald seinen nächstälteren Bruder, der lange „welsch“ sprach, während er sich schon bald zum „Deutschen“ emporgeschwungen. Mit vier Jahren schon verlegte er sich auf die Musik, sein Lieblingsinstrument war die „Mundpfeife“; dann kam die Zeit der ersten Hose, der bald die ersten Stiefel folgten. Auch im Christentum machte er entsprechende Fortschritte: mit drei Jahren konnte er sein Vaterunser regelrecht hersagen, bald auch die andern Gebete. „Eine viel höhere Stufe erklimm seine Gottesgelahrtheit, als er anfang die Messe zu dienen.“ Sein Bruder Anton führte ihn für zwölf dicke Äpfel in die Geheimnisse dieses Gottesdienstes ein, und schon bald versuchte sich Friedrich Wilhelm auch als „Borddiener“, wobei er einmal das seine kleine Welt bewegende Unglück hatte, das schwere Meßbuch fallen zu lassen.

Dann kamen die weltlichen Wissenschaften an die Reihe; er selbst war darin sein erster Lehrer. Als sein Bruder Ludwig, der „Welsche“, sein erstes Abc-Buch bekam, lernte unser Freund gleich mit; freilich erleichterte ihm seine Fantasie die Bekanntschaft mit der trockenen Philisterwelt der Buchstaben, sie wurden ihm alle zu individuellen Gestalten, an denen sein Gedächtnis haftete: zum Krauskopf k, zum Dickkopf p, der das Gesicht nach vorn trug, zum andern Dickkopf q, dem das Gesicht im Nacken stand, usw. Und als er auf sein Drängen, noch ehe er schulpflichtig war, in die Schule geschickt wurde, da konnte er schon am zweiten Tage das Stückchen: „Als Klaus zwei Tage in die Schule gegangen war . . .“ lesen, und gar bald war der Eifrige an der hintersten Schale seines Büchleins angekommen, so daß ihm der Vater wohl oder übel den kleinen „Zais“ geben mußte, und der Knabe kam in die zweite Klasse; schon bald avancierte er zu den „Herren“ in die Oberklasse, wofür freilich der kleine „Guckinsbuch“ von seinen neuen großen Mitschülern einen — über den Brauch „gepfefferten“ — Willkommen erhielt.

Früh — als er kaum elf Jahre alt war — verlor der Knabe seine gute, fürsorgliche Mutter; an der verwaissten Stätte schaltete fortan eine andere liebevoll, eine herzensgute Frau, die Vater Grimmes Meunerschar noch um zwei Kinder vermehrte.

Wie seine Brüder, von denen einer Geistlicher und mehrere Lehrer wurden, wollte und sollte auch unser Fritzwillm „studieren“, und bewunderungswürdig für jene Zeit der dürftigen Lehrereinkommen, auch ihn brachte der fleißige und sparsame Vater empor, „wann hai 't sik of selwer terhaimen an der Miule afknappen mochte; un sai lohrten wat Dügendes,“ wie der „Köster imme Rätter“ mit seinen sechs Jungen. Als er mit dem Vater, „der's auch einmal bis in die fünfte Schule getrieben,“ Bröders lateinische Grammatik durchstudiert hatte und der Pastor ihm den Repos abgehört hatte, kam für den Knaben die Zeit, da er zum erstenmal das Vaterhaus verlassen mußte; er wurde in die Quarta des Progymnasiums zu Brilon aufgenommen; nachdem er später, da er ein „winziges, schwaches Persönchen“ geblieben war, ein Jahr ausgefetzt hatte, kam er nach Arnshausen auf die Unterprima; auch dort, wie in Brilon, galt er für einen der tüchtigsten Schüler. Damals schloß er seine innige Freundschaft mit dem wenige Jahre jüngeren Joseph Bape. Im Herbst 1847 bestand er mit Auszeichnung sein Abiturientenexamen; sodann bezog er, trotz des anfänglichen „Anurrens“ des geistlichen Bruders, „mit äußerst wenigen Groschen“ die Akademie zu Münster, um Philologie, in erster Linie Germanistik und klassische Sprachen zu studieren. Dort ergab er sich einem frischen und fröhlichen Studentenleben, er gehörte zu den Begründern der „Sauerlandia“, der ältesten akademischen Korporation in Münster. Manche Beiträge von ihm, in gebundener und ungebundener Form, Lustiges und auch Ernstes, bergen die alten Bierzeitungen der Sauerlandia. In die älteste Ausgabe seiner Ge-

dichte (1855) hat Grimme einige seiner Kneipliedchen aufgenommen. Auch das Komponieren, namentlich von Walzern, das er schon in Arnsherg begonnen hatte, wurde nicht vernachlässigt, es brachte ihn erst, wie Grimme selbst schreibt, auf das Dichten, da er Texte für seine Liederkompositionen brauchte.

Ende Oktober 1852 bestand er sein Staatsexamen. Sein gesetzliches Probejahr leistete er am Gymnasium zu Arnsherg ab. Hier lernte er, nachdem er eine andere, unglückliche Liebe überwunden hatte, seine spätere Gattin kennen und lieben, Emilie Düser, „das schöne Nachbarshind“, die Tochter des Buchdruckereibesizers Düser in Arnsherg. In dieser Zeit entlossen seinem liebeswunden und liebeseligen Herzen die tiefsten seiner Lieder. Im folgenden Jahre wurde ihm eine provisorische Hilfslehrerstelle in Brilon übertragen, dann kam er in gleicher Eigenschaft nach Münster. Herbst 1856 wurde er ordentlicher Lehrer am Paderborner Gymnasium. Hier endlich blieb er, 1862 zum Oberlehrer befördert, längere Zeit, bis zum Jahre 1872. Er blieb auch hier nahe der Heimat, an der er mit treuer Liebe hing, nach der ihn oft, namentlich später „in der Fremde“, ein fast krank machendes Heimweh, eine rührende Sehnsucht ergriff. Von Paderborn aus konnte er leicht, besonders in der „Stärwest-Bafanz“ in seine lieben Berge gelangen, die er immer wieder aufsuchte; er kannte aber auch sein Heimatländchen wie kein anderer wieder, jedes Städtchen und Dörfchen, jeden Berg und jedes Tal, jedes Flößchen und jeden Bach, er kannte sie und liebte sie alle, und er ward auch selbst gekannt und geliebt „im ganzen kölsken Lanne“ wegen seiner Liebeshwürdigkeit und seines köstlichen Humors, besonders auch seit seine Schriften, namentlich die plattdeutschen, das Sauerländchen und seine kernigen und fröhlichen Leute bekannt machten daheim und in der Ferne — bis jenseits des großen Wassers. Seine „Spargiken“ und „Sprickeln und Spöne“ fand man bald fast in jedem sauerländischen Hause, seine Schwänke erzählten sich wieder von Mund zu Mund, und in seinen prächtigen Gestalten mochte mancher einen guten Bekannten wiederfinden, denn auf seinen Bergfahrten schaute Grimme sich gar fleißig um und buchete getreulich so manchen Zug, so manche Eigenart, so manchen Streich, so manches Wort seines Volkes. Er horchte die Leute aus, wie „Schwanenwippen“ einmal von ihm sagt, als er auch diesen „iuthuarken“ will: „Do slan-käierde wafe, säggen se, 'en Keerel rümme, dai helle de Ohren richtopp, af 'ne Pinfstboß, kuskede un huarked, un schriewe dann jedes Woort, bat hai hörte, sau footens in en Wäutsten rin un lait' et in Potterbuarn bruden.“

Manchen lustigen Streich, den er erzählt, hat er selbst erlebt, gar manchen auch — selbst verübt, er und sein „Rumpier“, sein Wanderfreund Schmidt,*) der „Ged“ seiner Werke; wenn er mit diesem, der

*) Gestorben am 14. Februar 1881 als Pfarrer in Galle bei Meßede; auch Wortfeld, Pfarrer in Weitwäse, war oft der „Dritte im Bunde“ der Freunde.

wegen seiner „Luft zum Fabulieren“ den Ehrentitel „Eigenschmidt“ erhalten hatte, „lant un twiäp düär't Land“ zog, dann wurde „geflunkert un geluaggen, dat et jau qualmede af' en Quall im Wiärge“.

An den freien Nachmittagen der Schulzeit aber durchstreifte Grimme die Baderborner Gegend. Häufig mit der Botanisiertrommel bewaffnet, zog er hinaus und sammelte und bestimmte Pflanzen; seine Kombinationsgabe, sein geradezu bewunderungswürdiges Gedächtnis halfen ihm dabei. Eine Frucht dieser Tage ist seine „Flora von Baderborn“, ein praktisches Handbüchlein eines Nichtfachmannes, das mit erstaunlicher Vollständigkeit die Baderborner Pflanzenwelt und ihre Standörter behandelt. Als der größte Kryptogamenkenner in ganz Westfalen wird er in einem Nekrologe in der „Deutschen Heimat“ (1887) bezeichnet.

Mit Leib und Seele war Grimme in der Schule, beim Unterricht. Ergriff ihn der Gegenstand, so wußte er seine Schüler unwiderstehlich mitfortzureißen. Ich habe von ehemaligen Schülern Grimmes Worte der Verehrung und Begeisterung über seine Lehrtätigkeit gehört; vor allem muß sein Unterricht des Deutschen ein köstlicher Genuß für seine Schüler gewesen sein, sein kongeniales Mitfühlen und dichterisches Durchleben sowie sein riesiges Gedächtnis machten ihn freilich außerordentlich geeignet zum Interpretieren unserer Dichtwerke; auch die antiken Dichter behandelte er mit größter Liebe und Feinsinnigkeit. In folgenden Versen hat einer seiner Schüler dem geliebten Lehrer ein schönes Denkmal gesetzt:

„Noch schau' ich Dich in Deiner Schüler Kreise,
 Uns, Deine Schüler, lauschend Dir zu Füßen,
 Wenn Du in Worten, weisebollen, süßen,
 Erschloßest uns der Dichter Geist und Weise:
 Wie uns so schnell, so froh die Stunden schwanden!
 Des alten Römerbardens fremde Sänge
 Ertönten uns wie traute Heimatlänge,
 Die Wiederhall in unsern Herzen fanden.“

(P. Friß Esser.)

Grimme war auch ein vortrefflicher Redner; seine Schulreden, zu denen er namentlich in seiner späteren Eigenschaft als Gymnasialdirektor reichlicher Gelegenheit hatte, waren, nach dem Ausspruch eines seiner Kollegen voll poetischer Kraft und von großer Wirkung. Marie Herber, die einer Ansprache Grimmes an seine Abiturienten in Heiligenstadt beizohnte, sagt davon: „Es war nicht bloß eine gelehrte Rede, es war eine eindringliche, väterliche Mahnung und Klang so ernstlich an alle Herzen, als könne es nie vergessen werden.“ Leider ist der Wunsch des ungenannten Nachruffschreibers in der „Deutschen Heimat“, daß Grimmes Reden gedruckt würden, noch immer nicht in Erfüllung gegangen.

Frau Musik, die schon dem Knaben hold war, hat ihn auch später nicht verlassen, und sie mag ihm manche schwere Stunde erleichtert

haben. Klavier spielte er mit Meisterschaft und mit Leidenschaft. Er hat auch Lieder und Tänze komponiert; außerdem rührt eine unvollendete Oper und eine große Messe für gemischten Chor und Orgel von ihm her, die im Paderborner Dome früher manchmal zum Vortrag kam.

Wenn Schwering in seiner Biographie Friedrich Wilhelm Webers (Paderborn, 1900) schreibt, daß um 1830 in Paderborn von einem literarischen Leben kaum die Rede sein konnte, so gilt das nicht mehr für Grimmes Zeit. Der „Wissenschaftliche Verein“ sammelte damals die geistige Elite der altehrwürdigen Bischofsstadt. Grimme hat an diesem literarischen und wissenschaftlichen Leben hervorragenden Anteil gehabt, namentlich durch Vorträge, die in gleicher Weise Zeugnis ablegen für sein tiefes Wissen und seinen praktischen Griff, wie für seinen guten Geschmack und seine edle Gesinnung. Überhaupt war die Paderborner Zeit die Periode reichster schriftstellerischer Tätigkeit für ihn. Unermüdet arbeitete er in den Ruhepausen, die ihm sein nicht leichter Beruf ließ; außer zahlreichen Vorträgen, Aufsätzen für Zeitschriften und Broschüren fallen die meisten seiner plattdeutschen Werke sowie der größte Teil seiner hochdeutschen Erzählungen in diesen Lebensabschnitt.

Eine verständnisvolle und feinsinnige Beraterin und Richterin bei seinem dichterischen Schaffen, auf deren Urteil er großes Gewicht legte, die sein erstes, wohl auch sein aufmerksamstes und dankbarstes Publikum bildete, war seine Gattin. Sie, der er „die schönste Zeit seines Lebens“ verdankte (Siehe Brief Grimmes bei Böllmann, Seite 197), der wir aber einen wundervollen Liebesliederfrühling verdanken, die er am 20. Mai 1858 heimgeführt hatte, wurde ihm eine treue Lebensgenossin, eine liebevolle und energische Mutter seiner Kinder, eine tüchtige und kluge Hausfrau.

Sie hat ihm sein Heim verschönert, in dem Sorgen nicht ausblieben; denn, trotz seiner schlichten Lebensführung war Grimme niemals auf Rosen gebettet, ein Umstand, der verständlich ist bei den damaligen geringen Gehaltsverhältnissen der Gymnasiallehrer und der großen Zahl seiner Kinder — er hatte elf Kinder, von denen noch neun am Leben sind, mehrere von ihnen haben — eine bei Philologen seltene Erscheinung — den Beruf des Vaters ergriffen, sind Gymnasial- oder Universitätslehrer geworden. In rührend lustiger Weise hat Grimme später einmal (in der „Dispelstaziane“ 1881, in „Wat us de Strunzerdähler hinnerlait“) von seiner materiellen Lage gesprochen: „Niu hiät dai Menske (das ist der Dichter selber) en ganz Nius vull Blagen, graut un klein, sau ase de Wärgelphipen — hai hiät den Diß all dreimol grötter maken Ioten mötten — dai Blagen sittet rundopp ümme diän Diß un sind, Guott Quaf und Dank, frötst oppem Lohne un wellt wat tüster de Tiänne herowen — un hyle konnt 'et Braut auk nit iätten, Buter mott der shin — un 't Punt kostet drücktain Grosken. Un Plurren wellt se an't Lghj herowen, un Schauh un Stieweln an de Schuaken. Un niu — niu gif mol nhipe ach!

willichte verstäifte gar mit mol düät lathynske Wort — twai Jungens
hät hai op der Univerfität! . . .“

Seinen Kindern war er ein sorgender Vater und ein gewissenhafter Erzieher. W. Herbert, die in sein Familienleben hineingeschaut hat, spricht von seiner patriarchalischen Einfachheit im Umgange mit seinen Kindern. Das erhellt auch aus seinem Gedichte: „Du siehst mich so großäugig an?“ Sein „Büblein“ stört dem gestrengen Vater, als er gerade den Pegasus bestiegen, „Die dich'trischen Gesichte!“ Doch

„Hinweg den Quark! — Komm her, mein Kind,
Sei an mein Herz gezogen,
Und wird die liebe Nachwelt auch
Um ein Gedicht betrogen.

Dein Blick, dein Fuß, dein lallend Wort,
Dein Arm um mich geschlungen
Ist hell're Poesie, als je
Ein Dichter hat gezeugen.“

Wahrlich, für das Gedicht, um das die liebe Nachwelt betrogen worden ist, ein schöner Ersatz in diesem reizenden Bilde! Von seiner Liebe zu seinen Kindern und zu der Kindervelt überhaupt zeugen noch manche seiner Gedichte, sowie sein „Goldenes Weihnachtsbüchlein“ und die Herausgabe der Zeitschrift „Edelsteine“ (1887).

Eine willkommene Besserung seiner Verhältnisse bedeutete für unsern Dichter seine Ernennung zum G y m n a s i a l d i r e k t o r i n S e i l i g e n s t a d t im Eichsfelde, eine Stellung, die er von 1872 bis 1885 innehatte; auch hier, „im Lande Sachsen“, hat er eine äußerst rührige und segensreiche Tätigkeit entfaltet in seinen beiden Berufen als Lehrer der Jugend und als Erzieher des Volkes, durch Beispiel, Wort und Schrift. Liebe und Dankbarkeit ward dem väterlichen Freunde und Berater von seinen Schülern und Mitbürgern in reichem Maße entgegengebracht. Auch eine äußerliche Ehrung wurde dem verdienten Manne in jener Zeit zuteil. Im Jahre 1875 (bei Gelegenheit der Feier des dreihundertjährigen Bestehens des Heiligenstädter Gymnasiums) wurde er von der philosophischen Fakultät der Akademie Münster zum E h r e n d o k t o r ernannt und zwar wegen seiner Verdienste als „vir de juventute artibus liberalibus erudienda optime meritis carminibus patria dialecto felicissime conscriptis librisque ad litteras Germanicas et ad botanices spectantibus pariter insignis.“

Im Jahre 1885 trat Grimme, der in der Jugend hager, auch später niemals stark gewesen war, aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand; er kehrte zu seinem lieben Westfalen zurück, und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf seine studierenden Söhne, nach Münster. Im August 1886 war ihm noch eine letzte große Freude beschieden: bei dem großen sauerländischen Sängertfest in Disberg, da er zum letzten Mal in seinen heimatischen Bergen weilte, war der

„sauerländische Nationaldichter“ der Gegenstand begeisterter Guldigungen von Seiten seiner Landsleute.

Er sollte sein Sauerländchen nicht wiedersehen. Nur eine kleine Spanne Lebenszeit blieb ihm noch, und Grimme hat sie redlich ausgenutzt, denn auch die münsterische Ruhezeit war für ihn kein otium, auch jetzt blieb seine fleißige Feder keinen Augenblick müßig. Doch eine Verkrümmung des Rückgrats, an der er in der letzten Zeit litt, nahm immer mehr zu. Der Tod seines Lieblingskindes Elise zog den des Vaters vier Wochen später nach sich: am 3. April 1887 schlossen sich für immer die „treuen, guten Augen, die kein Falsch kannten“.

* * *

Es erübrigt noch, einige Worte über die innere und äußere Persönlichkeit des Dichters zu sagen. Grimme war von mittlerer Größe, er nennt sich selbst einmal einen „sprickeldroigen Kerel“ (etwa gleich dem hochdeutschen „spindeldür“), sein Haar war dunkel, sein härtiges Gesicht sah freundlich, klug und ernst aus, niemand hätte den übermütigen „Schelm“ und „Windbuil“ dahinter gesucht. In seinem Äußeren war Grimme stets einfach, seine Lebensweise war schlicht und naturgemäß. Wie die meisten Sauerländer zierten ihn tiefe Herzensfrömmigkeit, Gottesfurcht und Gottvertrauen.

Ich will meine Charakteristik schließen mit einigen Worten aus der schönen „Erinnerung an Friedrich Wilhelm Grimme“, die Marie Herbert in der „Rölnischen Volkszeitung“ (1899, Nr. 385) mitgeteilt hat: „In seinem ganzen Wesen lag viel Gemühtiefe und Herzlichkeit, er war einer lebendigen Teilnahme für andere fähig, und was er sagte, hatte stets den Klang des wirklich Gemeinten . . . Ein heiliges starkes Gottvertrauen verließ ihn nie, gehörte ihm als etwas, das nicht von ihm genommen werden konnte . . .“ Er war in der Tat eine anima candida!

Der liebenswürdige Charakter des Dichters warb ihm manchen treuen und guten Freund. Von seiner früh geknüpften Freundschaft mit Bape war bereits die Rede. Heinrich Reiter und Marie Herbert traten ihm später sehr nahe; bedeutende Männer, wie der Innsbrucker Germanist J. B. Zingeler, der blinde münsterische Professor und Dichter Chr. B. Schlüter, Ferdinand Heitemeyer u. a. sind ihm eng befreundet gewesen.

II.

Grimmes Werke.

„Wenn auf den breiten Pflasterwegen
Sich drängt der große Menschenhaufen:
Ich lobe mir die grünen Gaine,
Die neben ihren Straßen laufen.“

(Grimme, „Deutsche Weisen“.)

„Westfalen ist das Land der Talente,“ hört man oft sagen. Und in der That, bahnbrechende, neuschöpferische Geister hat die rote Erde wohl kaum oder nur wenige hervorgebracht, weder die stillen, verjüngten Söhne des münsterischen Flachlandes noch das flinkere Völkchen der Berge, die frischen, fröhlichen Jungen von der Ruhr und der Weser machen Anspruch darauf. Nur die eine Annette von Droste-Hülshoff, ihres träumenden, ernstern Volkes echte Tochter, ragt wie ein einsamer Gipfel freilich nicht nur über ihr westfälisches Heimatland. Wie Diener der Königin, folgen ihr in gebührendem Abstände zwei begnadete Sänger, beide — ein seltsamer Zufall — Friedrich Wilhelm zubenannt, als die Vertreter der beiden anderen „Völkstämme“ Westfalens, mit Eigenschaften, wie die Droste in ihren, schon zu ihrer Zeit heftig angefochtenen und doch sicherlich im Grunde zutreffenden, „Bildern aus Westfalen“ sie zeichnet: Friedrich Wilhelm Weber, der Sohn des „romantischen“ Paderborner Landes, und Friedrich Wilhelm Grimme, der den „naiven Humor“ des Sauerländers besitzt. Freilich dürfen wir die Charakteristik des Sauerländers nach der Droste in bezug auf unsern Grimme nicht zu Tode hegen. Grimme und seine Dichtungen schmückt manche liebwerte Eigenschaft, welche die lokalpatriotische Münsterländerin den Sauerländern nicht zuerkennt, und manche weniger lobenswerte, die sie den Söhnen der Berge — mit Recht oder Unrecht — beilegt, ist Grimme nicht zu eigen.

Sein Schaffen war äußerst rege, vielseitig und unermüdet. In gebundener und ungebundener Rede, in hoch- und plattdeutscher Zunge hat er gedichtet und Anerkennenswertes geleistet.

Bereits von seiner Gymnasialzeit heißt es in der „Deutschen Heimat“ (1887, Seite 572): „Schon in dieser Zeit galt er als ein Dichter, wenngleich er noch keine Zeile niedergeschrieben hatte, und manche seiner Genossen erwählten ihn als Kritiker für ihre Reimeereien.“ Bald lernte der junge Kritiker selber das Dichten. Nach vielen Bemühungen fand der noch Ungedruckte endlich 1855 in Göttingen in Münster den — ungeeignetsten Verleger für seine

„Gedichte“,

und 1859 erschienen bei Gurter in Schaffhausen seine

„Balladen und Romane“,

aus deren beider Vereinigung später die Gesamtausgabe der „Deutschen Weisen“ hervorging.

Die „Gedichte“ bilden in ihren vier Abteilungen (1. „Rote Blumen“, 2. „Dunkle Blumen“, 3. „Blaue Blumen“, 4. „Sonnenblumen“) den Grundstock des ersten Teiles („Lieder“) der „Deutschen Weisen“. In strenger Selbstkritik hat der Dichter später in der Gesamtausgabe manch frisches, wenn auch harmloses Liedchen unterdrückt, manches triviale, verschwommene oder unedle Wort oder Bild gestrichen oder gebessert. Reminiszenzen an Heine stören hie und da in dem ersten Versbüchlein, nicht ungern bemerkt man die Anklänge an das Volkslied. Das folgende Poem mit seinen einschmeichelnden Strophen, das Grimme in richtiger Selbsteinschätzung nicht in die „Deutschen Weisen“ aufgenommen hat, scheint aus lauter Heine-Erinnerungen zu bestehen.

Sommernacht in der Fremde.

„Durch leichte, lichte Wolken
Träumet der Mond dahin,
Und in seine Träume läßt sich
Die schlafende Erde ziehn.

Die Amstel sitzt im Laube
Und zwitschert leise im Traum,
Ihr träumt von fröhlichem Nisten
Und Locken von Baum zu Baum.

Es träumen von Blütenwochen
Der lustigen Maienzeit
Die Bäume des Gartens und schauern
In süßer Glückseligkeit.

Dem Wasser träumt vom Winde,
Es flüstert, als wäre er da;
Das schlummernde Schilfrohr säuselt,
Als wäre der kojende nah.

Und es schwebt und webt und wallt
So kühl, so leis zu mir her;
Es flüstert und säuselt herüber
Die klingende Liebesmär.

Um's brennende Herz im Busen
Sich legt kühl lindernde Luft:
Ihm ist, als dürft' es entschlummern
An einer liebenden Brust.“

Das allerdings auch etwas an Heine'sche Sentimentalität streifende „Walte Gott!“, den schönen Vergleich „Sonne und Mond“, die echt volksliedartigen Gedichte „Der Bauernbursh auf der Wanderrung“ und „Aus der Fremde“ hätte Grimme getrost in die „Deutschen Weisen“ übernehmen dürfen.

Fast möchten wir dem Dichter zürnen wegen der Unterdrückung der herrlichen Zeilen:

„Auf der Berghöh.“

„Auf der Berghöh zwischen grauen Birken
 Und Gesträuch, woran die letzten roten
 Blätter rasselten, da stand ich starrend —
 Meine Haare Spiel des feuchten Märzwinds,
 Der aus Norden herblies, Nordens letzten
 Winterummut zu dem Süden tragend.
 Nieselshauer zogen durch das Rotlaub,
 Schauer rieselten durch meine Seele,
 Meine Schmerzen und mein toundes Jammern
 Legt' ich auf des Sturmes Schwingen, daß er
 Südwärts sie und diese heiße Frage,
 Ob denn all mein Glück und junges Hoffen
 Soll zu Grabe gehen, wie die letzten
 Roten Blätter an den dürren Büschen —
 Daß er südwärts sie und diese Frage
 Einem heißgeliebten Mädchen mitnähm'. —
 Und der Sturmwind zog dahin und brauste
 Auf der Berghöh zwischen grauen Birken
 Und den rotbelaubten Sträuchern stand ich,
 Sieh! da standen alle Wolken stille;
 Dann zum Norden wandten sie die Schwingen.
 Und ein Säuseln strich durch dürre Gräjer
 Und die letzten Blätter an den Buchen.
 Sieh! die Winde schmeichelten aus Süden,
 Und sie wehten her die erste Schwalbe.“

Die Kritik nahm die „Gedichte“, wie die „Balladen und Romanzen“ — für die Grimme ebenfalls lange Zeit keinen Verleger hatte finden können — wohlwollend auf. Das Publikum freilich kaufte nicht. Jener Zeit, der auch ein Mörike fremd blieb, fehlte das Verständnis für die feine, volkstümliche Kunst eines Grimme. Der Dichter mußte sogar erleben, daß seinen Schülern sein erstes Werk verboten wurde (S. Böllmann, Seite 201). Freilich, den Ersten seiner Zeit hatte er genug getan: Männer wie Schlüter, Zingerle, Eichendorff, Wland haben ihrem Bruder in Apoll ihre Anerkennung ausgedrückt. Eichendorff äußerte sich über die Balladen und Romanzen in einem Briefe an den Verfasser: „... Im ganzen kann ich schließlich nur sagen, daß mir der unmittelbare frische Klang, der wie ein Frühlingshauch durch Ihre Romanzen weht, sowie das plastische Naturgefühl überaus wohlthuend war.“ Und Schlüter schrieb am 28. Juni 1859 dem „herzlichen Herrn Grimme“: „„Der Liebe Ungefähr“ habe ich mit verschiedenen Leuten wieder und wieder gelesen, und es weht mich daraus das angenehm Befremdende und tief Erfreuende der echten Romantik an, etwas von dem Hauche, der an den Fenstern des hochgelegenen alten Vätersaales im Schlosse des Königs

von Thule herübergeweht und bis zum Sauerland sich nicht verloren hat. Ich habe vor Ihrer Poesie und Ihrer Kunst großen Respekt . . . Ich zweifle keinen Augenblick, daß selbst in diesen trüben Zeiten Ihre Balladen und Romanzen durchdringen und sich eines nicht unbedeutenden Publikums erfreuen werden . . ." — Schülers Prophezeiung sollte leider nicht in Erfüllung gehen. War es da zu verwundern, wenn Grimme der hochdeutschen Muse fortan seltener Gehör schenkte, wenn seine späteren Musenfinder an Zahl wie an Wert den beiden ersten Sammlungen nachstehen, wenn er sich auf andere Gebiete warf: Das Publikum mußte erst durch den plattdeutschen Grimme auf den hochdeutschen Sängerkreis aufmerksam gemacht werden.

Erst 1881 entschloß sich Grimme zu einer Neuauflage seiner Dichtungen, der Gesamtausgabe

„Deutsche Weisen“,*)

die nun in fünfter Auflage vorliegt. Manches Neue ist hinzugetreten, das Wertvollste freilich ist das Alte, jenes frische, unmittelbare Geniedichten; „Strauchdiebslieder mache ich nicht mehr,“ hatte Grimme schon 1858 in seinem Hochzeitbericht an Zingerle geschrieben. (S. Böllmann, Seite 201), auch die 1881 zuerst gedruckten neuen Liebeslieder sind sicher schon ein Vierteljahrhundert vorher entstanden.

„Wer ein warmes Nestchen hat,
Güte selbst es vor Verrat,
Gebe seinem Munde Niegel
Und den Niegeln sieben Siegel!“

(„Deutsche Weisen“).

Die neuen Weisen sind meist ernste Lebens- und Gottesjänge — der Dichter hatte seit jenen Tagen der ersten Lieder mehr als zwei Jahrzehnte im Lebenskampf zurückgelegt —, ferner finden sich Hymnen zum Preise der Gottesnatur oder seiner Hochlandsheimat, neu ist auch manch erprobtes Sprüchlein.

Die deutschen Weisen zerfallen in drei Abteilungen: Lieder — Gedanken und Sprüche — Balladen und Romanzen.

Für mich stehen als Ganzes am höchsten die beiden ersten Bücher der Lieder, die Liebeslyrik, doch ist auch noch eine Anzahl ernster Weisen aus dem vierten Buche der Lieder von wunderbarer Innigkeit und eine Reihe seiner Balladen und Erzählungen von prachtvoller Volkstümlichkeit. Von Grimmes Lyrik läßt sich wörtlich sagen, was der Dichter selber in einer „Frankfurter Broschüre“ über Ludwig Uhland schreibt: „Was seine Lieder selbst betrifft, so sind es keine Stubenpflanzen, sondern Kinder der freien Natur. Jeder echte Dichter ist ein Naturfreund und webt seine Lieder aus Himmelblau und Waldesgrün, seine Freunde sind die Sängerkinder und Blumen des Feldes, er

*) Wie alle jetzt im Buchhandel befindlichen Schriften Grimmes bei F. Schöningh, Paderborn, erschienen.

schaut an den Bergen auf wie an einer Himmelsleiter und läßt seine Träume wiegen auf den Bogen des Stromes, der rauschend und aufblitzend durch das tiefe Thal hinzieht. Aber damit begnügt er sich nicht; er sieht auch in das Herz der Natur, er ahnt im Erschaffenen das Unerhoffene, das Leblose gewinnt ihm Leben, die Natur wird seine Vertraute, er überträgt an sie seine Lust und seinen Schmerz, sie wird das Spiegelbild seines Innern, und ihr ganzes Leben setzt er in Bezug zu sich selbst. So ist es bei jedem echten Romantiker, so bei Ludwig Uhland.“

Grimmes Liebeslyrik gemahnt in ihrer Süße und in ihrer volkstümlichen Art zuweilen an Mörke, wie denn der Sauerländer Dichter überhaupt manchen Zug im Dichten und Leben mit den Schwaben gemein hat. Das hohe ewige Lied von der Liebe wird von ihm in immer neuen Tonarten angeschlagen, bald jauchzt sein trunkenes Herz empor, bald schluchzt seine wunde Seele auf, bald weint sie leise in stiller Ergebung. Wenig Tändelndes, fast alles bedeutjam und alles schön. Grimmes Liebe ist keusch, sie ist zart und treu und verklärt durch Gottesminne. Ihm ist die „rechte Liebe“ ein Baum hellgrünen Laubes mit roten Blüten und Früchten, süß und golden, der in der Erde wurzelt, „doch das Saatkorn stammt vom Himmel, seine Krone ragt zum Himmel.“

Alle die kleinen oder großen Liedchen in eine so leichte, so flüssige, so anmutige und musikalische Form gekleidet, manche geradezu reine Musik, sodaß sie den Konfeker einfach reizen mußten. *) — Wie zart hat er das wunderliebliche mittelalterliche Motiv von den Blumenmädchen in der „Alexander Sage“ auf seine junge Liebe angewandt! Wie rein und schön sind die wenigen Verse

„Die Gedanken.“

„Schön bist du, Geliebte, meine Wonne!
Bist du von dem Himmel, hohe Frau?
Oder die verklärte Maiensonne,
Wenn sie aufspringt aus dem Bad im Tau?

Deiner Schönheit zaubersüßem Lichte
Quillt es tausendfach im Herzen mein —
Die Gedanken, die ich zu dir richte,
Können nur die reinste Blüte sein.“

Gleiche Innigkeit der Empfindung zeigen „Abendruhe“, „Sich will zurücke stehen“, „Glückselig“, „Reichtum“ mit den Anfangs- und Schlußversen

„Und hast du nichts zu eigen,
Doch eines nenne dein:
Mein Herz ist jung, mein Herz ist fromm,
Dein eigen soll es sein.“

*) Außer von dem Dichter selber sind seine Lieder meines Wissens von Bering, Gerlach, Neumann, Sauerwald und Steinhauer komponiert worden.

Hierher gehören auch ihrer ganzen Art nach — denn sie sind auch Liebesdichtungen — die jetzt zu den Balladen und Romanzen gestellten lieblichen Bilder „Zwei Geschwister“ und das mit Fiesoles zartem Pinsel gemalte „Der erste Schnee“.

„Der erste Schnee.“

„Wär' ich Maler, würd' ich malen
Mir ein wunderliebes Bild,
Wie's vor meiner Seele blühet,
Klar auf Goldgrund, farbenmild.

Aus der blauen Morgenwolke
Tritt der Sonntag still hervor —
Von den Straßen in die Fenster
Bläht der erste Schnee empor.

Alle Türen noch verschlossen —
Aber drüben von dem Haus,
Hinter blanken Fensterscheiben
Guckt es gar so lieb heraus:

Keine Kinder, Kopf an Kopfe,
Vierzehn Auglein blau und klar,
Frische Wänglein — seid'ne Flechten,
Oder truglich krauses Haar.

Pfeifen einer Hirtenflöte,
Schön hinauf, hinab gereiht —
Fünfzehn Rührlein in der Mitten,
Eine morgenhelle Maid —

Prüft die Sonntagsgier der Kleinern,
Blätet hier und faltet dort,
Und der Krauskopf füget fittig
Ihrem Finger sich und Wort.

Und das alles blidt verwundert
Aus den blauen Auglein,
Eng gedrängt am hellen Fenster,
In den ersten Schnee hinein.“

Glänge voll Liebesweh und Verzweiflung füllen das zweite
Buch der Lieder: sein Herz ist ausgestorben, er möchte weinen,

„Doch die Träne fehlt.“

Er spricht das bittere Wort aus:

„Alle Freud' ist mir vergällt,
Denn die ganze weite Welt
Ist auf Falschheit nur gestellt.“

Aber er berauscht sich nicht an seinem Schmerz, seine gesunde Natur ringt sich durch, „man stirbt nicht davon“ und

„wenn der Lenz ersteht aus dem Eis,
Wer weiß, wer weiß? —“

Das dritte Buch bringt fast nur Neues: die hübschen neuen Hochlandslieder und andere Naturbilder. In dem großen Buche der Natur „voll von Bildern und von Lettern“ verstand er „treu zu lesen Zeil' um Zeile,“ und als Dichter „das Gelesene auch zu deuten.“ See, Wald und Berg spiegeln sich in seinen Dichtungen in ihrem oft schwermütigen Reize wieder. Hinzukommen einige herzige Poeme „Aus der Kinderstube“ und nur wenige patriotische Weisen, denn

„. . . zum Erbrechen reizt mich
Patriotismus mit dem — Maule.“

In diesem Buche findet sich auch manches von dem weniger Wertvollen Grimmes.

Das vierte Buch bietet seine Gottesdichtung („Sonnenblumen“ war der bezeichnende Titel in den „Gedichten“). Manches formschönes, reifes Erzeugnis der Manneszeit ist zu den Schöpfungen des Jünglings hinzugetreten, freilich das Schönste hat auch hier der noch nicht Dreißigjährige gedichtet, Lieder, die in ihrer ergreifenden Einfachheit und Frömmigkeit an Luise Senfel erinnern: „Silbe“, „Empor!“, „Heimat“

„O zimmre dir dein Haus im Herrn
Und laß die Flügel seiner Liebe
Das Dach dir decken: und du hast
Die Heimat, wenn auch nichts dir bliebe. . . .“

das herrliche „Die Freude“

„O wahr' im Herzen dir die Freude,
Den edeln Blütenduft der Dinge,
Der wie die volle Weihrauchswolke
Die Seele dir zum Himmel trägt. . . .“

und vor allen, wohl das Schönste, was Grimmes Dichterherzen entquollen,

„Das Kind.“

„Gleichwie ein Kind auf Vaters Knien
Sein Köpfchen mit den gelben Locken legt,
Auf goldeshelle Märchen lauschet
Und wechselnd ihm von seinem Spiel erzählt
Und immerdar mit blauen Blicken
Das freundlich ernste Vaterauge sucht:

So will ich immer vor dir knien,
Und meine Wang' auf deinen Schoß gedrückt,
O Herr, an deinem Auge hangen

Und horchen auf die Stimme deines Munds,
Und dir mit Kindeswort erzählen
Von meinem frohen Spiel in dieser Welt.

Doch willst du mir die Freude nehmen,
Ich drücke meine Wang' auf deinen Schoß,
Auf deinem Kniee will ich weinen,
Und ob die Trän' an meiner Wimper hängt,
Zu deinen Augen aufwärts lächeln
Und schluchzen wie ein Kind und stille sein."

Eine neue Rubrik findet sich in den deutschen Weisen: Gedanken und Sprüche, die vereinzelt schon in den Gedichten auftauchten. Es ist darunter manch gehaltvolles Wort, das Kunde gibt von edler Lebensauffassung, von reicher Erfahrung und Beobachtung, von offenem Aug' und offenem Sinn. Wunderfein ist sogleich der erste Spruch:

„Der Hagedorn.“

„Wer hat der Dorne mehr zu tragen
Als der Hagedorn?
Wer wird vom Sturme mehr zer schlagen,
Als der Hagedorn?
Und doch, wer zählt der Rosen mehr,
Als der Hagedorn?
Mein trauernd Herz, nimm an die Lehre
Von dem Hagedorn.“

Hier findet sich auch der Grimmes Dichtung kennzeichnende Vierzeiler: „Meine Straße“, der an der Spitze dieses Kapitels steht; hier steht manch mildes Wort, wie

„Das Urteil.“

„Wollt ihr immer hellen Auges
In die bunte Welt der Menschen blicken,
Wischet fremde Frevelthaten
Gerne von der Tafel des Gedenkens . . .“

aber auch manch männlich gerades oder selbst scharfes Urteil, wie „Auch ein Heim“, „Patriotismus“, „Materialismus“, „Der Bettler einst und jetzt“. „Weisheit von der Gasse“ enthält eine Stiege Wahrheiten in knappen, sprichwortartigem Volkskleide:

„Soll er fegen die Stube blank und rein,
Darf der Weisen nicht selber schmutzig sein.“

Die ganze zweite Hälfte des Buches nehmen seine „Balladen und Romane“ ein. Sie sind von verschiedener Art und von ungleichem Werte. Dort, wo es sich um einfache, leichtere, gemüthliche oder launige Stoffe handelt, da sind sie ihm am besten gelungen. So bergen seine schlichten, meist ungereimten Dorferinnerungen

lein, wie das „Vom grünen Hasen“, und vor allem, in unverfälschtem Volkston, „Eine feine Historia vom Spielmann und der Prinzess“:

„Es war einmal ein feiner Knab',
Zog durch die Welt wohl auf und ab,
Die Fiedel kommt er streichen,
Fand nimmer seinesgleichen.“

Seine treue Geige rettet ihm sein junges Leben und gewinnt ihm Königs Töchterlein,

„Da nahm der Knabe die Geig' in Arm
Und drückte sie an sein Herz so warm:
„Mein Geig', ich will dich lassen
In Gold und Silber fassen:

Du hast mir erlöset mein'n jungen Leib,
Du hast mir erspielet ein wunnigs Weib —
Dich will ich preisen und loben
Nächst Gott im Himmel droben.“

So sind Grimmes Balladen und Romanzen ein laubgrüner Wald, in dem allerlei Vögel zwitschern, todlustig und todtraurig pfeifen, und ein frischer, gesunder Waldduft umfängt uns wohlilig; nur die düstern, grauenvollen Töne liebt er weniger — ungleich seiner Landsmännin Annette; seine Nordlandslieder tragen nicht die furchtbare Tragik der nordischen (und schottisch-englischen) Balladen, wie sie Theodor Fontane so meisterhaft wiedergegeben hat. Freilich auch der weiche Sängler der „Deutschen Weisen“ hat einigemal tragisch packende Töne gefunden, so in den kurzen Liedern „Die Erben“ und „Die traurige Nähterin“.

Fassen wir unser Urteil über Grimmes „Deutsche Weisen“ zusammen, so schätzen wir an ihnen die Tiefe, die Wahrheit und die Keuschheit der Empfindung, die echt deutsche und echt christliche Gesinnung, die Schalkhaftigkeit und Kindlichkeit des Tones, die volkstümliche und zugleich vollendete Form, die Musik der Sprache und des Verses.

Grimme hat oft gezeigt, daß er ein warmes Herz für die Jugend hatte, sein Kinderherz lacht uns vielmals aus seinen Dichtungen entgegen, die er seiner „Kinderstube“ oder der deutschen Jugend widmet; ihnen gilt auch sein „Goldenes Weihnachtsbüchlein“ (Münster, Aschendorff, 1863). Es ist eine liebe Gabe, die eine Erneuerung — natürlich mit besseren Illustrationen — wohl verdiente. Das Büchlein erfüllt „guten Kindern zu Freud und Nutz und großen Leuten nicht zum Schaden“ seinen Zweck, „in einfach und klar gehaltener Dichtung wie in schlichter prosaischer Schilderung und Erzählung dem Kinde die Bedeutung der freudenreichen Weihnacht und der mit ihr zusammenhängenden Feste teils nach der ernstern, kirchlichen, teils nach der gemüthlich heitern Seite hin, wie sie sich im Familien- und Volksleben herausgebildet hat, lebendig vorzuführen.“

Von den zahlreichen, meist nicht in den „Deutschen Weisen“ enthaltenen religiösen Gedichten durfte Grimme mit Recht sagen, daß sie wirkliche Poesie und nicht bloß gereimte Prosa seien. Sie — wie die gleichartigen in den „E d e l s t e i n e n“ — bilden Bruchstücke eines „Geistlichen Jahres“, allerdings eines andern, wie das der Drost; sie zeugen nicht von hartem Kampf und schwerem Grübeln, ein heiteres Gemüt, das den Frieden gefunden, spricht sich darin in „kindlicher Naivität und schlichter Volksweise“ aus. Den meist reimlosen Stücken, die Gegenstände aus dem Kirchenjahr behandeln, hastet etwas von dem gemüthlichen Zauber an, der jenen idyllischen Dichtungen der Deutschen Weisen nach der Art des „alten Oheims“ innewohnt:

„M a r i ä L i c h t m e ß.“

„Mariä Lichtmeß heißt der hehre Tag,
Der an des zweiten Mondes Schwelle uns
Begrüßt, so lieblich und so ernst zugleich.
Da trug die Magd des Herrn ihr göttlich Kind
Zum hohen Tempel seines ew'gen Vaters,
Um, alter Satzung folgend, es zu weißen
Und darzustellen als das Eigen Gottes —
Zugleich die vorge schrieb'ne Opferpende,
Ein Lamm zwar nicht, nach reich'rer Leute Sitte,
Wein, nur ein schlichtes Turteltauben - Paar,
Womit die Armut ihren Zins bezahlte.
O gnadenreiches Kind und Herr der Welt!
O Armut, d'rin du wandeltest auf Erden! — . . .“

Bei dieser Gelegenheit auch einige Worte über die „E d e l s t e i n e.“ Diese noch jetzt blühende illustrierte katholische Jugendschrift (Verlag von Cordier,*) Heiligenstadt) gründete Grimme im Jahre 1887. Er hat sie nur kurze Zeit leiten können, schon nach drei Monaten entriß ihn der Tod seiner schriftstellerischen Tätigkeit; allein der erste Jahrgang enthält doch zahlreiche und wertvolle Beiträge aus seiner Feder, außer den religiösen Gedichten launige Kinder- und Familienbilder, auch Prosastücke. F. Seitmeyer, L. von Heemsteede, W. Reuter, M. Herbert u. a. steuerten zu dem jungen Unternehmen bei.

An dieser Stelle möge auch Grimmes einziges hochdeutsches Lustspiel: „Die Kinder aus der M u s e n g a s s e“ (1875, zweite Aufl. 1898) seine Besprechung finden. Es ist eine Posse ohne eigentlich künstlerischen Wert, aber von einem Dichter geschrieben. Etwas von Heineschem Esprit oder vielmehr von Prinz Rosa-Stramins sorglosem, sprunghaftem, geistreichem Geplauder steckt in dieser Geburt einer tollen Laune. Von Charakteristik keine Spur, was übrigens den Reiz des Stückes nicht mindert: diese beiden Musenschlingel aus der Musengasse, die bald in Versen, bald im gewöhnlichsten Alltags-

*) Anfragen, die ich betreffs der „Edelsteine“ und anderer Grimmescher Werke an diesen Verlag richtete, blieben unbeantwortet. (1)

deutsch, bald von Blauweilchen und Vergißmeinnicht, bald von Schinken, Wurst und Sauerkraut, die in allen möglichen antiken und modernen Sprachen reden, die mit Zitaten aus deutschen und fremden Dichtern und mit gelehrten Anspielungen um sich werfen, sind doch nur — zwei ganz gewöhnliche Fachtbrüder, walzende Handwerksburschen, freilich zwei Schwesternöter und Glückskinder. — Heinrich und Fritze, zwei Herforder Jungen aus der Musengasse, haben sich auf etwas eigentümliche Weise in der Fremde getroffen und versuchen augenblicklich ihr Glück im Perserlande. Heinrich, von Haus aus Barbier, tritt als der „hochberühmte Geheime Medizinalrat Dr. Henricus Barbutius Herfordiensis, Aesculapii filius“ usw. auf und verordnet — in einer Szene von überwältigender Romik — Wunder- und Hundekuren, wobei sein Famulus Fritze das goldene Honorar einjäckelt. Aber das Unheil naht. „Der Sohn der Sonne“, der Perserschatz verlangt von der „Krone der Ärzte“ die Heilung Zuleikas, „der Wonne seines Herzens, der Blume seines Harems“, — „wo nicht, so wird sein Haupt samt dem seines Dieners das Tor der Stadt zieren, das nach Osten schaut“. Schöne Aussicht! Nur Fritze, der die überlegene Weltanschauung vertritt, verzagt nicht, freut sich vielmehr — angefißt des vorausichtlichen Todes — daß er „was Durables im Magen hat.“ Es gelingt Heinrich, Zuleika zu heilen, die nur aus Laune krank gewesen und sofort ihre Gesundheit zurücklangt, als sie in den beiden Herfordern zu ihrer Freude Landsleute und Nachbarskinder wiedererkennt, ist sie doch selbst Gretchen Appelman aus der Musengasse zu Herford! Unermeßlicher Lohn wird dem berühmten Doktor aus Deutschland zuteil. — Das lustige Stück, dessen Aufführung, schon wegen der vielerlei Sprachbroden, hohe Anforderungen an Darsteller und Publikum stellt, vermag den Leser in einem Stündchen unbändigen Lachens über des Lebens Sorgen hinwegzutäuschen.

S o c h d e u t s c h e G e s c h i c h t e n .

Grimme ist auch ein trefflicher Erzähler, vor allem besitzt er die Gabe volkstümlicher Darstellung. Eine Reihe echter Volkserzählungen hat uns der fleißige Mann geschenkt. Meist — oder wohl sämtlich — erschienen sie zuerst in Kalendern, Zeitschriften oder Zeitungen, und manche von ihnen tragen den Stempel schneller Herstellung; gar vieles ist von ihm unmittelbar zum Druck niedergeschrieben worden, Grimmes Kunst mußte ja leider immer nach Brot gehen, sein Leben war wohl selten einmal ganz frei und ungehemmt vom Druck der Sorgen, und der dira necessitas sind manche Schwächen seiner Geschichten zur Last zu legen; hätte er frei die Schwingen entfalten können, manch herrliche „Deutsche Weise“, manch edle Perle wahrer Erzählungskunst hätte uns seine Muse sicher noch beschert. Wenn der junge Student seinem Freunde Pape, der mehrere Universtitäten besuchen durfte, während er selbst an der Akademie Münster haften bleiben mußte, „wehmütige, um nicht zu sagen neidische“ Blicke nach-

sandte, wenn er 1856 von sich (an Zingerle) schrieb: „Meine Bildung und Weltanschauung würde eine ganz andere gewesen sein, wenn ich wie er (Pape) die Universitäten besuchen und Deutschland nach so vielen Richtungen hätte kennen lernen können.“ (Siehe Böllmann, Seite 196), so hat auch der Mann nicht viel von fremden Menschen und Gegenden gesehen, und wir verstehen — und Verstehen heißt Entschuldigen — wenn Grimme die Weite des Gesichtskreises und der große Zug der Gedanken fehlt.

Seute liegen fast seine sämtlichen Erzählungen in drei Bänden gesammelt vor. Der bedeutendste davon ist ohne Zweifel „Schlichte Leute“ in der Zusammenstellung, wie er jetzt — in der einbändigen Ausgabe — vorliegt (1868—69, jetzt dritte Auflage). Er enthält die besten Gaben von Grimmes Erzählertalent, so die köstlichen „Memoiren eines Dorfjungen“ (1. und 2. Teil), diese liebenswürdigsten aller Memoiren, die ich kenne, die so wichtig sind für die Kenntnis von des Dichters Jugend, Eltern und Vaterhaus, wichtig auch für den Sammler volkstümlicher Sitten und Bräuche (namentlich im zweiten, künstlerisch weniger hochstehenden Teil), endlich ausgezeichnet durch die herrlichste Bekundung sonnigen, anheimelnden Grimmeschen Humors. — Auch die rührend schöne Erzählung „Blümlein der Andacht“ gehört zu den weniger zahlreichen hochdeutschen Geschichten, in denen Grimmes humoristische Ader durchblitzt, hier in der kostbaren Figur des sich mit seinen lateinischen Brocken gelahrnt aufspielenden Küsters. Diese Geschichte gehört mit zu dem Schönsten, was Grimme geschrieben hat. Es ist die Geschichte „schlichter Leute“, die aber groß sind durch ihre Herzensereifalt und Herzensfrömmigkeit, deren Frömmigkeit aber durchaus frei ist von jeder Sentimentalität oder Frömmelei. Außerst gelungen ist die Gestalt des gottfreudigen alten Weibleins, der M'riefranz, die ein wunderbar hereditärer Anwalt des schönen alten deutschen Kirchengesanges ist, durch dessen Zauber nicht nur der ungläubige Förster zurückgeführt wird in „sein Stammhaus“, dessen Kraft auch der düntelhaftige Küster, der nur den lateinischen *cantum firmum* im Gotteshause dulden will, weichen muß. Der Titel „Blümlein der Andacht“ ist hergenommen von dem gleichnamigen Gebet- und Gesangbuch des gottseligen Pfarrers Montanus von Böhfeld, der „den mündlich vererbten Niederjchaz des Volkes sammelte“ (vergl. Grimme, „Das Sauerland und seine Bewohner“); in unserer Erzählung sehen wir jenes Gesangbuch an den Niederabenden allmählich entstehen, an denen die alte M'riefranz und ihr Johannes, der alte Chorjänger, und ihre Enkelin Finchen dem aufschreibenden Pfarrer ihren Niederreichtum vorsingen. — Auch die einfache Erzählung: „Man soll keinen Jungen ersaufen; denn man weiß nicht, was daraus werden kann“ ist schön und zwar eben wegen ihrer Einfachheit, das Muster einer kurzen Volkserzählung. Es ist die ungekünstelte Darstellung der Lebensgeschichte eines sauerländischen Bauernjungen, der durchaus geistlich werden soll, aus Verzweiflung der harten Faust seines Vaters entläuft und sich dann all-

mächlich durch seinen Fleiß, durch seine Redlichkeit und Tüchtigkeit von Stufe zu Stufe bis zum Freiherrn und Kabinettssekretär seines Kaisers Joseph II. emporarbeitet. — Die liebliche Novelle: „Menschen machen's selten gut — Besser, was Gott selber tut“ ist besser als ihr schlecht gewählter Titel. In blühender Sprache, wenn auch manchmal zu redselig, wird erzählt von der schließlich glückgetrönten Neigung des jungen Bauernsohnes Hermann zu der Enkelin der alten Liebe seines Großvaters: zwei alte Menschen, die einstens nicht zueinander hatten kommen können, erleben noch ihre Vereinigung in ihren Enkeln. — Die beiden übrigen Erzählungen treten etwas zurück: „Ein Stein auf dem Herzen“ ist die spannende Schilderung eines Mordes, der darauf folgenden Gewissensbisse und der Sühne. Schön und anheimelnd ist die Darstellung des Lebens und Treibens in dem Dorfe, schön auch die Gestalt der in Verlassenheit alt werdenden selbstlosen Margret, unwahrscheinlich dagegen der Schluß, das Erscheinen des Mörders in dem Augenblicke, da die Leiche des Erschossenen eingebracht wird. — „Zwei Häuser und zwei Inschriften“ endlich ist die alte Geschichte von dem Hochmut, der vor dem Fall kommt. Sie ist recht fesselnd geschrieben, wenn auch die Moral zu deutlich hervorguckt und zu sehr in schwarz und weiß gemalt wird: Erzböjewicht und Musterknabe!

Zwei weitere Bände, nach Grimmes Tode herausgegeben, enthalten ältere und neuere Erzeugnisse seiner Muse aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werte, viel Mittelgut, das seinen Ursprung als Kalendergeschichte nicht immer glücklich verleugnet.

In dem Buche: „Auf roter Erde“ (1902 2. Aufl.) ist bei weitem das Beste die ältere Humoreske „Der Kurfürst in Duplo“, die einzige hochdeutsche Humoreske Grimmes, ein prächtiges lustiges Geschichtchen aus der guten alten „kölnischen“ Zeit, da das Sauerland noch unter der milden Herrschaft des Kölner Krummstabes stand. Mag die Fabel auch nicht gerade sehr wahrscheinlich sein, so ist sie doch sehr gut erzählt, frisch und humorvoll. Man begreift heute nicht, daß dieser harmlose Waldschwank einst bei der katholischen Kritik Anstoß erregen konnte. — Das übrige des Bandes steht nicht auf derselben Höhe. Es sind schlichte und altmodische Volkserzählungen, nicht immer glücklich in der Führung und Lösung der Fabel, der meist zu breiten Darstellung und in den oft unwahrscheinlichen Geschehnissen, vielfach unnatürlich und geziert in den zu langen und zu schönen Reden der durchweg einfach ländlichen Personen, aber schön und fließend ist fast überall des Erzählers Sprache. — Das gilt von „Sankt Michael“ wie von den kurzen, die Moral zu stark hervortretentlassenden Geschichten: „Verloren und wiedergefunden“ und „Herr Sebalbus“, in deren letzterer Grimmes beliebtes Thema „Hochmut kommt vor dem Fall“ in äußerst flotter Darstellung variiert wird. — Am äußerlichsten ist die Lösung in der Titelerzählung „Auf roter Erde“. Mit der Liebesgeschichte darin hat der Erzähler es sich zu leicht gemacht, und der Gelegenheit, innere Konflikte zu behandeln und zu vertiefen, ist er ganz aus dem Wege gegangen, und doch war

der Landstreit der beiden hartköpfigen westfälischen Bauern eine würdige Aufgabe. Wie anders hat Grimmes Landsmann Wibbelt das selbe Problem in „Gus Dahlen“ durchgeführt!

Der letzte Band „Auf heimischer Scholle“, der 1904 erschien, enthält wieder eine Perle Grimmescher Erzählungskunst: „Der Stationsberg“. Darin hat der Verfasser in edler schlichter Darstellung Montanus, dem jungen Pfarrer von Bödefeld, der bereits in dem „Blümlein der Andacht“ eine schöne Rolle gespielt, ein Denkmal gesetzt. Der heiligmäßige Mann trägt, von seinen Pfarrkindern im Stich gelassen, auf eigenen Schultern die Steine zum Bau des Stationsweges und der Bergkapelle hinauf; durch seine Sanftmut und Selbstaufopferung werden seine halbstarrigen Bauern beschämt und umgewandelt. — Von den übrigen Stücken muß dasselbe gesagt werden wie von dem größten Teil des vorhergehenden Buches. Auch hier für moderne Ansprüche zu viel traditionelle Züge, freilich auch manche Schönheiten im einzelnen, so die Schilderung der Majestät des sauerländischen Winters in der etwas altmodischen Geschichte „Schnee und Eis“. — Ganz hübsch sind auch die allerdings schwarzweiß gezeichneten „Jungen von der Waldwiese“. In der „Alten Urjel“ findet Grimme, jedoch nicht zum Vorteil, auch graufige Töne. Die dämonische Gestalt der alten Urjel ist ebenso unwahrscheinlich und unschön wie das Eintreffen ihrer vielen Verwünschungen; das ans Süßliche streifende Verhältnis der beiden Kinder erinnert an Auerbachsche Dorffiguren. — Die einzige wertlose Geschichte Grimmes ist nach meiner Ansicht*) die lange „Poesie und Prosa“. Sie stellt starke Anforderungen an die Geduld des Lesers: Ermüdende Gespräche, unwahrscheinliche Situationen, verzeichnete Charaktere, die — das gilt namentlich von dem „Herrn Baron Kilian von Schöppenstett“ (!) — doch allzu grobe und naive Züge zeigen. In die Gestalten des Dichters Florian, des Malers Rosenmüller und des Botanikers Pantaleon — man beachte die altfränkischen Namen! —, der beiden Idealisten und des Mannes der exakten Forschung, hat Grimme vielleicht Selbstbiographisches hineingelgt. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß auch diese Erzählung viele Einzelschönheiten enthält, namentlich in der Schilderung der heimischen Natur. Wie schön beginnt sogleich das erste Kapitel: „Wahrlich, es waren drei fröhliche Gefellen: singend, pfeifend und plaudernd, lachend zogen sie dahin über die Hochheide, die rings nach allen Seiten hin die Sicht auf grüne Wälder, dämmernde Schluchten, blinkende Bäche und blaue Dörfer verstattete . . .“ Dennoch wäre es zu wünschen, daß „Poesie und Prosa“ bei einer Neuauflage — und diese verdient das Büchlein im Interesse einer gesunden Volkslektüre schon des „Stationenbergs“ wegen — fortgelassen würde.

Ersetz**) würde sich leicht schaffen lassen in den zahlreichen kleinen Stücken humoristischer oder auch nachdenklicher Art, die in

*) Groß Rütger, der (Germania, 1907, Nr. 212) „Poesie und Prosa“ eine der schönsten (!) Erzählungen Grimmes nennt.

**) Vielleicht findet sich auch unter den nicht gesammelten Erzählungen Grimmes eine geeignetere.

ihrem Ton oft an die echten alten Volkschriftsteller, wie J. P. Gebel und L. Aurbacher erinnern. Sie finden sich besonders in dem „Katholischen Volkskalender“, den Grimme jahrelang (von 1863, bezw. 1864 bis 1868) herausgab. Auch die meisten seiner längeren Geschichten und viele seiner Gedichte und Sprüche sind in diesem Kalender, der durch ihn auf die Höhe der guten alten Volkskalender nach Art eines Gebel gehoben wurde, abgedruckt.*)

Im ganzen betrachtet, ist Grimmes Erzählungsweise gute, liebenswürdige, aber auch engbegrenzte Heimatkunst, die sich dort am wohlsten fühlt und am schönsten gibt, wo sie ganz im kleinen Lebenskreise „schlichter Leute“ bleibt; schwierige psychologische Probleme, verwinkelte Handlungsgänge vermeidet der Volkschriftsteller und freundliche Mann, immer muß sich alles harmonisch ausgleichen. Und einfache Menschen mit unverdorbenen Gefühlen werden sich immer wieder an diesen unschuldigen Geschichten, über die eine sonnige, fröhliche Sonntagsstimmung ausgebreitet ist, erfreuen können; auch wir Modernen, die wir andere Anforderungen an die Kunst der Erzählung stellen, werden doch immer noch viel Schönes bei Grimme entdecken, denn er dürfte doch, wie das Vorwort zu der Sammlung „Auf heimischer Scholle“ sagt, „ohne mit den wirklich großen Leistungen der Neuzeit in Wettbewerb zu treten, zu manchen nervös-frankhaften Erzeugnissen der Tagesliteratur ein liebenswürdiges Gegengewicht abgeben und einige Saiten der Menschenbrust anschlagen, die andere, kunstreichere Erzählungen weniger treffen.“

* * *

Auch eine Menge wissenschaftlicher oder literarischer Arbeiten lieferte seine Feder. Seine „Flora von Paderborn (1868) ist bereits erwähnt. Es ist schade, daß das verdienstvolle Büchlein, das auch mir ein lieber Begleiter durch Feld und Wald meiner Paderborner Heimat gewesen ist, vergriffen ist. Auch die Festschrift, die Grimme zum dreihundertjährigen Jubiläum des Heiligenstädter Gymnasiums herausgab, enthält wertvolle botanische Beiträge. — Zahlreiche Aufsätze, zum Teil aus Vorträgen hervorgegangen, hat er in Zeitschriften,**) Programmen oder als Broschüren veröffentlicht, so im „Deutschen Hauschat“, im „Daheim“, in der „Deutschen Heimat“, in den „Feierstunden im häuslichen Kreise“, in zwei „Frankfurter Broschüren“, deren letzte (1887) ein „Gedenkblatt zu Ludwig

*) Auch für Pohls Hauskalender (Braunsberg) und für den Leo-Kalender (Osnabrück) schrieb er Geschichten.

***) Hier mag auch erwähnt werden, daß Grimme um 1856 mit Pape, Wormskall, Stumpf und Zingetle die Gründung einer katholischen Revue, „Katholische Blätter für schönwissenschaftliche Literatur und Kunst“, ins Auge faßte, wofür sich freilich kein Verleger finden ließ. (Siehe Böllmann, Seite 112 ff.) — Auch ein Gebet- und Betrachtungsbuch der Gräfin von Flavigny hat Grimme in den sechziger Jahren mit seinem Paderborner Kollegen Fécaug de Sacroix aus dem Französischen übersezt.

Uhlands hundertjährigem Geburtstage“ war und worin er Anlaß nahm, seiner Verehrung für den geistesverwandten schwäbischen Sänger warmen, aber auch seiner Abneigung gegen seine scharfen Ausdruck zu verleihen.

Die weitaus bedeutendste aller dieser Schriften ist das Büchlein

Das Sauerland und seine Bewohner

(1886, 3. Aufl. 1906), eine von innigster Heimatliebe diktierte, von genauester Ortskenntnis zeugende, von einem Dichter geschriebene, ideale Heimatkunde, freilich, wie die Dichter und zumal die Idealisten nicht ohne Schwächen, nämlich durchaus unpraktisch, dafür aber eine liebevolle Schilderung von Land und Leuten, nicht trocken gelehrt, sondern plaudernd, humordurchtränkt und poesievoll; wenn auch manchmal der Philologe mit dem Erzähler durchgeht, seine Gelehrsamkeit ist doch nicht aufdringlich, es ist eine fröhliche Wissenschaft, die hier nicht, wie so oft in ähnlichen Werken, die Schönheit totschlägt. In sieben Kapiteln führt uns der Verfasser mit sicherer Hand durch die „budlige Welt“ seiner Heimat, wir hören mit Interesse von dem Namen, den ältesten Bewohnern, den Grenzen und der Geschichte des Landes; er enthüllt uns seine Poesie, wir streifen mit ihm „durch Hecken und Dornen“, belauschen, „was das Völkchen treibt“, halten fröhlich „Einfuhr“ zusammen und lernen zum Schluß Landesitten und -gebräuche kennen. Die fesselnde Darstellung, die, was uns das Büchlein besonders lieb und wertvoll macht, stets eine persönliche Note trägt, steigert sich manchmal zu poetischer Kraft und dichterischem Schwunge in der Schilderung der Schönheit des Landes, vor allen im Anfang des dritten Kapitels: „Die Poesie des Landes“.

Plattdeutsche Werke.

Den stärksten Erfolg hatte Grimme mit seinen plattdeutschen Werken. Das westfälische Volk hat dadurch wenigstens gezeigt, daß es eine Seite — nicht die schlechteste — seines Dichters richtig würdigte. Die Kritik dagegen hat den plattdeutschen Grimme gern zu Gunsten des hochdeutschen zurückstehen lassen, man hat seine Schwänke nach dem Vorgange des Dichters selbst, der sich oft mit Recht über die Nichtbeachtung seiner hochdeutschen Musenkinder bitter beklagte, „Schmurren“ genannt. *) Das glaubte man wieder gut zu machen, wenn man ihn (nach Freiligraths bekanntem Briefe an Justizrat Rauschenbusch in Hamm 1874) den westfälischen Reuter nannte; dieser Vergleich kann sich doch nur, wie ja auch von Freiligrath an obiger Stelle in der Tat gemeint, auf Reuters „Räuschen und Nimals“ beziehen. Ich meine aber, damit geschieht Grimme Unrecht, ich stelle seine plattdeutschen Werke höher als diese „Kongregation kleiner

*) Ein großes Unrecht gegen den plattdeutschen Grimme ist die Titulierung „Lachpillendichter“ (Pöhlmann, Seite 206). Wie hoch steht er über dem sich selbst so nennenden plattdeutschen Reimer Lapper!

Strassenjungen“, wie Reuter selbst seine Läuſchen betitelt. Die Geſchichtchen des Mecklenburgers ſind faſt sämtlich Anekdoten, nicht gewöhnlichen Schlags freilich, prächtig erzählt, voll Humor und dramatiſcher Lebhaftigkeit und die einzelnen Figuren individualiſiert — aber wie bei allen Anekdoten kommt bei ihnen doch meiſt alles auf die, manchmal recht magere Pointe an, die noch dazu häufig in einem Wortwiz beſteht, dem Reuter doch ſelbſt einmal in einem Briefe allen Witz abſpricht. Wohl weiß er ſeine Schwänke in behaglicher Erzählung zu köſtlichen kleinen Lebens- und Sittenbildern zu erheben, wohl iſt die Welt ſeiner Geſtalten äußerſt mannigfaltig, aber dieſe Figuren treten uns nicht näher, ſie erregen wohl unſer Lachen, aber nicht unſere Gemütsteilnahme, mehr als ſie intereſſiert uns meiſt die Pointe. Anders der Sauerländer Dichter. Bei ihm hängt die Wirkung nicht von dem Schluß ab, von vornherein iſt des Leſers oder vielmehr des Zuhörers — denn Plattdeutſches ſollte ſtets laut geſehen werden — Teilnahme oder ſelbſt Zuneigung für ſeine Gändler, Bauern und Schulzen, ſeine „Köſters“ und „Paſtäuers“, ſeine alten „Dihms“ und „Moierkens“ wachgerufen, die Situationen, die Perſonen wirken an ſich, ohne ein beſonders merkwürdiges Geſicht zu tragen; etwas Warmes, Sonniges, Anheimelndes, das wir wohl in Reuters Romanen, aber ſeltener in ſeinen Läuſchen finden, liegt über dieſen köſtlichen Bildern aus dem ſauerländiſchen Volksleben, die mit ſolcher Liebe und Vertiefung in heimatiſchen Geiſt, Art und Unart gemalt ſind. Nehmen wir die Krone ſeiner plattdeutſchen Schwänke: „Det Moierken imme Poſtwagen“. Es handelt ſich da um keine beſonderen Begebenheiten, um keine ſeltſamen Reiſeerlebniffe, nein, lediglich um Tun und Reden eines einfältigen alten Bauernweibchens, aber wie weiß uns der Verfaſſer für dieſes gute, fromme, geſprächige alte Perſönchen mit ſeiner koſtbaren Unſchuld, die ſich vor niemandem fürchtet, denn „uſe Hiärmen hiärr't jaggt“, wie weiß er uns dafür zu erwärmen! Wir wollen nicht nur lachen wie bei den Läuſchen, nein, wir nehmen auch Anteil an unſerm „Moierken“ (= Mütterchen), an ihrem Schickſal und — ihrem „iörigen“ (= ſtättlichen) Hiärmen. — Jeder lehrhafte Zug, der ſich durch Gellertſchen Einfluß noch zuweilen bei Reuter findet, fehlt gänzlich, nichtsdeſtoweniger hat Grimmes Romik, wie Böllmann bemerkt, einen volkserzieheriſchen Wert; deſgleichen kommen Wize, die Reuter und in unſern Tagen auch der tüchtige Münſterländer Bibbelt nicht immer vermeiden, bei Grimme nur ganz vereinzelt in ſeinen letzten Büchern vor. Auch Karikaturen finden ſich faſt gar nicht unter den lebenswahr ſich gebenden Perſonen, abgeſehen von Fällen offenkundigſter, gutmütigſter Übertreibung. Spuren jener älteren plattdeutſchen Kauf-, Sauſ- und Freßpoeſie, wie ſie noch bei Bornemann und auch hin und wieder bei Grimmes Zeitgenossen, dem Münſteraner Zumbrood erſcheinen, ſind bei unſerm Dichter ſo gut wie ausgeſchloſſen. Die Sprache iſt — im wohlthuenden Gegenſatz zu Reuter und namentlich zu den Läuſchen — echtes, un-

fälschtes Plattdeutsch, auch dort, wo sie die Fessel des Reimes trägt, die Grimme übrigens sehr leicht wurde, während Neuter bekanntlich oft dem Reime zuliebe Verlegungen der Wortfolge sich erlaubt. Im Gegensatz zu den Personen seiner hochdeutschen Erzählungen, denen oft, wie Wibbelt richtig bemerkt, die hochdeutsche Sprache wie ein Grad steht, in dem sie geziert einher-spazieren, ist die Ausdrucksweise seiner plattdeutschen Schöpfungen natürlich und der Eigenart der Figuren und Situationen angemessen, wie überhaupt jede Person scharf und sicher und zugleich knapp charakterisiert ist.

Grimmes erste Schritte zum plattdeutschen Parnas erinnern an Fritz Reuters Anfangsversuche, sie liegen auch zeitlich nicht weit davon. Wie letzterer 1853 — als er übrigens auch grade wie Grimme „Schulmeister“ war — seine Anekdoten zunächst im Selbstverlage erscheinen ließ, so veröffentlichte der „Strunzerdäler“, wie sich Grimme selbst gerne bezeichnete, 1858 seine plattdeutschen Schwänke in Prosa und Vers zuerst im „Arnsberger Kreisblatt“, das von seinem Schwiegervater herausgegeben wurde. Auch ihn ermutigte dann der über Erwarten große Erfolg, die eingeschlagene Bahn weiter zu verfolgen. 1858 kam anonym auf Subskription das erste Buch heraus: „Sprickeln un Spöne“, 1860 die „Spargizen“ im Selbstverlag. Bald wurde der Verfasser bekannt und populär in seiner Heimat wie wohl kein anderer westfälischer Dichter wieder, und war auch sein Name nicht immer gekannt, seine prächtigen Stüddchen, seine köstlichen Figuren waren jedem vertraut und haben in Häuser ohne Zahl reines Vergnügen und gesundes Lachen getragen. Ihre Beliebtheit zeigen ihre hohen Auflagen.

Das bekannteste und verbreitetste ist das erste Büchlein geblieben: „Sprickeln un Spöne“, das, seit 1861 mit den „Spargizen“ als „Schwänke und Gedichte“ vereinigt, bereits in zehnter Auflage vorliegt. Als Ganzes enthält es auch die größte Anzahl der am besten gelungenen Stücke Grimmes. Darin lesen wir mit innigem Behagen von „Ddam van Affinkhusen“, von „De Messeder Dijerbach“, von dem „Briutexamen“, von „Schulten-Gochtit“, von „Sannodam, dai Klai schmoifede“, von „Rauerl un Roierken“, von „Kautwes un spinem Psel“, und wie die prächtigen Schmunren alle heißen. Eigentlich müßte man sie alle aufzählen, denn Untertwertiges ist nicht dazwischen, viele aber sind kleine Kunstwerke humoristischer Erzählung oder Unterhaltung. — Auch in den übrigen Bänden ist mancher Fund, vor allem das unbezahlbare „Moierken imme Postwagen“ in „Grain Tuig“ (1860, jetzt 6. Auflage). Dieses letztere Büchlein enthält besonders Stüddchen, in denen der Ton der guten alten Zeit trefflich wiedergegeben ist, so „Fürär hundert Zohren“, wo behagliche Landpastöre sich gegenseitig nasführen, „De Köster un de Kurfürste“, „Det elfste Blatt iut der allen Gainsberger Kraunil“ usw. — In dem Büchlein „Galanterey-Waar“ (1867, jetzt 4. Auflage), das seinen Titel trägt nach den Galanteriewaren der sauerländischen Hausierer, steht der übermütigste der Grimmeschen Schwänke, „Stu-

dänten-Bäih“, und die originelle Behandlung des beliebten, noch anderswo von Grimme verwerteten Schwankmotivs vom Bauern und der Eisenbahn: „De Grainemegger op der Diserbaa“, auch sonst noch viel lustiges Zeug. — Viele kleinere Schmurren, oft nur wenige Zeilen lang, finden sich in den genannten Bänden, die in ihrer Art den größeren nicht nachstehen, so „Baar un' Suh'n“, „De klaine Friättpooft“, „Piffiffig“ u. a. — „L a n k u n t w i ä ß d ü ä r t L a n d“, 1855 in Münster in wenigen Wochen als literarisches Denkmal für seinen unbergeklärten verstorbenen Freund Schmidt niedergeschrieben, (jetzt 3. Auflage) zeigt, daß Grimme auch an seinem Lebensabend die humoristische Ader noch rein und kraftvoll floß, wenn der Übermut auch ein wenig gemäßigt und manchmal selbst mit Ernst und Behmut gemischt ist. Ich möchte das Buch die jauerländische Odyssee nennen; die Wielgewanderten und Vistereichen heißen hier freilich Dionysius, „en Schaulmester un' Versehmied“ (alias Wilm) und Neolus, „en Windbuil“ (alias Heed) d. h. der Dichter selber und sein treuer, geistesverwandter „Kumpeljaun“ Schmidt. *) Was die beiden alles im Sauerländchen erleben und verüben, wie sie die alten heimischen Freunde und Bekannten „heimsuchen“, was für Originale sie treffen, das und vieles andere wird in dem Büchlein „vertallt un' geluagen in Surländsk Platt“. — Auch einen plattdeutschen Roman hat Grimme in seiner noch so fruchtbaren Spätzeit begonnen: „Schwanewippkens Bruttjohr“. Leider ist er Bruchstück geblieben. Es sollte eine zusammenhängende plattdeutsche Darstellung von Land und Leuten des oberen Ruhrtales, des von Grimme so viel besungenen „Strunzerdals“, dieser „Kraun' op Guaddes Eeren“, werden. Es zeigt Grimmes humoristische Kraft ungebrochen, es zeigt aber auch, daß ihm der lange epische Atem, die Gabe groß und tief angelegte Romane zu schreiben, fehlte, wie sie in unsern Tagen die trefflichen Münsterländer Krüger und Wibbelt uns in der Sprache ihrer Heimat geschenkt haben. Das eigentlich Romanhafte, die Brautfahrt, gibt nur den äußeren Faden der Erzählung ab. Dieses Fragment steht mit anderen, meist Gelegenheitsstücken in Prosa und Versen, in dem nach Grimmes Tode herausgegebenen Büchlein „Wat us de Strunzerdäler hinnerläit“ (1890, jetzt 2. Auflage). — Grimme war auch ein wackerer plattdeutscher Lyriker, der hübsche Dialektgedichte geschrieben hat. Er singt in einfach ländlicher Weise einen „Quafgesant oppet Strunzerdal“, oder vom „Froihjohr“ oder auch vom Winter, wo sein „froihlich Gemaitte“ doch noch Sommer hat, oder halb wehmütig von seinen „Rinnerjohren“, besonders gern und schön aber dichtet er „Verlatmet Luig“, wie

„De Schwalen.“

„Niu troppet sif de Schwalen,
Et is wual an der Thit;

*) Lustige Züge aus dem Leben „Daigen Schmidts“ erzählt auch G. Heine in seinem Büchlein „Maumen un' Disseln“. (Baderborn, 1907.)

Sai finget froiß am Ruargen:
„Abjüs, wji maitet wjil!“

Doch mji is Grhynens-Moote.
Ji Schwalen frank un frji,
O körn' it met ug fliegen,
Wo it terhäime jhi!

Et is jo doch myhin Gäime
Mit, bo myhin Guisten stait —
Et is jo doch alläime,
Bo it myhin Glüde wäit.

Ji Schwalen op der Reije!
Un wan hi Sai bo jaiht,
Vertellet iär, vertellet,
Dat it jai gruißen lait.“

Grimme hat überhaupt flüssige plattdeutsche Verse geschrieben, das zeigen auch seine, meist gereimten, Lustspiele in sauerländischer Mundart. Sie sind echte Volks- und Bauernstücke und spiegeln ebenso wie die Schwänke das Lustige, kernige, derbe Völkchen der schönen Berge wieder, wie es leibt und lebt, lacht und schmollt und flucht. Wie die Schwänke, sind auch sie voll von gelungenen Zügen, die dem Volke abgelauscht sind, haben auch sie kulturhistorischen Wert durch die treue Wiedergabe des ländlichen Volkslebens mit seinen Sitten und jenem Aberglauben (Brautwerbung, Aushebung, Kirmes, Spul u. a.), auch sie bezwingen durch ihre wahre Komik, durch ihre natürliche Sprache, sie sind zugkräftig durch ihre gelungenen Charaktere und ihren geschickten Aufbau. Da ist es nicht zu verwundern, wenn sie, wie die Schwänke, eine ganz außerordentliche Beliebtheit erlangt haben, wenn sie von den Westfalen daheim und selbst jenseits des großen Wassers gern und mit Erfolg gespielt werden. Schon 1861 konnte der junge Bühnendichter, der sich zum erstenmale im Paderborner Gefellenhause in Gegenwart des Bischofs Konrad Martin über die Bretter gehen sah, freudestrahlend an Pape berichten, daß „das Stück einen solchen Applaus erhielt, daß der Saal beinahe geborsten wäre“ (siehe Böllmann, Seite 203).

Das Lustspiel, das seinem Verfasser solche Vorbeeren eintrug, war „De Koppelschmid“ (1861, jetzt 3. Auflage), dessen Titelheld die packende, drahtische westfälische Volksfigur des Brautwerbers ist. Auch hier finden wir köstliche, naturwahre Züge der Denk- und Handlungsweise der sauerländischen Bauern: die in Aussicht genommenen Schwiegereltern erkundigen sich, als der Koppelschmid bei ihnen um die Hand ihrer Tochter für den jungen Roimerichulten wirbt, zuerst nach dessen Eichen, Weizen, Haus und Hof, und schließlich auch „nebenbei“ nach dem Bräutigam selber. Von großer komischer Wirkung auf der Bühne muß auch die Unbeholfenheit des jungen „Bruimen“ beim ersten Besuch bei den Eltern der Zukünftigen und besonders die Befangenheit der beiden Brautleute sein. — Mit diesem Lustspiele war

ursprünglich unter dem Gesamttitel „Fastwendes-Rehme“ ein zweites, „J a u s t u n D u r t e l , o d e r d e K i ä r m i s s e n g a n t“ verbunden. (Jetzt 3. Auflage.) Dieses Stück steckt noch in den Schuhen der derben alten plattdeutschen Poesie, die sich manchmal zu göttlicher ländlicher Grobheit steigert. Das Thema ist die Zähmung der Widerspenstigen in höchst origineller Ausführung, aber der Stoff und die Verwicklung sind zu einfach und können nur durch ihre grobkomischen Effekte wirken. Mancher eigenartige Zug echter Bauernpsychologie zeigt sich uns hier wieder, so geht der Weg der Verjöhnung von Durtel zu Jaust durch — das Schwein. Schon hier ist der plattdeutsche Vers außerordentlich geschickt gehandhabt. — „D e M u s t e r u n g o d e r G e h a n n e s F i u l b a u u n s h i n S u h n“ (1862, jetzt 5. Auflage) ist nach meiner Ansicht gegenüber dem Koppelschmid ein Rückgang und erinnert wegen der primitiven und groben Mittel und Worte an das vorhergehende Stück. Auch die Sprache ist hier nicht immer so natürlich, wie wir sie bei dem plattdeutschen Grimme gewohnt sind. — „Ä m m e r o p d e o l l e S a d e“ (1865, jetzt 4. Auflage), nunmehr mit der „Musterung“ in einem Bändchen „Tausend Pfaffen“ verbunden, ist drolliger und natürlicher in seiner ganzen Art und Sprache (nicht in Versen geschrieben), wenn auch die Grundidee von der Wunderseife, die das Rasieren überflüssig macht, etwas unwahrscheinlich und auch wohl nicht neu ist. — Ebenfalls in Prosa ist „D e K u m p e l m e n t e n m a k e r o d e r S a i m o t t w i e r f r i g g e n“ (1875, jetzt 3. Aufl.). Es behandelt das dankbare Thema: Alter schützt vor Torheit nicht, oder in sauerländischem Platt ausgedrückt: „Wann use Härtruatt Narren hemmen well, dann mäketo (= macht er) Wittmänner“, nämlich die Heilung eines Becken, der soeben erst seine Frau begraben hat und trotz seiner achtundsechzig Jahre und trotz eines verheirateten Sohnes an eine Wiederheirat denkt, aber, ein zweiter Falstaff, in einer grotesken, an die Sauerbrot-Episode in Wilhelm Buschs „Abenteuern eines Junggesellen“ erinnernden Szene, gründlich abgeführt wird. Überhaupt halte ich dieses Stück und den Koppelschmid für Grimmes beste Leistungen auf dem Gebiete der plattdeutschen Volksbühne, was Charakter und zugkräftige Handlung angeht.

Unter den Dichtern plattdeutscher Zunge zählt Grimme mit zu den besten. Klein ist auch hier sein Reich, aber er kennt es und beherrscht es durchaus. Solch prächtige humoristische Dichtwerke — Kunstwerke dürfen wir ruhig sagen — finden sich in der gleichartigen plattdeutschen Literatur nicht wieder.*) Er ist, wie Richard W. Meyer in seinem Buche „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“ be-

*) Auch Grimmes Freund Pape hat sich, freilich ohne Erfolg, in (ernsten) plattdeutschen Geschichten versucht: „Zu'm Sauerlanne“ (1878); ferner haben in sauerländischer Mundart geschrieben: G. Heine, „Krimeln un Knasten“ (1906) und „Baumen un Duffeln“ (1907), Th. Schröder, „Brißeln un Beschüte“ (1898) und J. Westemeher, „Duorplui“ (1902).

merkt, der Typus des eigentlichen Dialektdichters. Wenn dieser Literaturhistoriker freilich von den „trockenen Schwänken des Lehrers und Gymnasialdirektors“ spricht, so stimme ich ihm nur bei, indem ich das Wort „trocken“ im richtigen Sinne auffasse. Trocken sind Grimmes Schwänke allerdings insofern, als sie jedes Pathos und jeden Aufwand von Mitteln vermeiden, als sie schlicht und anspruchslos, aber voll inneren Wertes und sicher ihrer Wirkung auftreten; diese letztere jedenfalls ist keine trockene.

* * *

Wir stehen am Ende der Überschau über ein tätiges und reiches Leben und Schaffen, das niemals einer unedlen Sache gedient hat; wahrlich, dieser Mann hat mit seinem Talente zu wuchern gewußt, wohl ist nicht alles vollendet, was aus seiner fleißigen Hand hervorgegangen, das Leben ließ ihm ja nicht immer Zeit zum Feilen, aber was er gab, war stets gut und wertvoll für den, der es freundlich aufnahm, und immer besser, als der bescheidene Mann selbst davon dachte. Ja, bescheiden und demütig war der „Strunzerdähler“, dazu ein glodenreiner Charakter, ein herzenguter Mensch und eine kindliche Frohnatur, und deshalb ist auch alles, was er uns beschert hat, so kindlich rein, so frisch und gesund wie die Luft seiner Berge, und es verbreitet Sonnenschein und Freude überallhin. Auch ein echter Sohn der roten Erde seiner Berge war er, so wie ihn des Dichters Verse zeichnen:

„Das ist so recht Westfalenart:
Fromm, sinnig, weich, nicht überzart.“

Möchte doch unjere Zeit, die so manchen Demütigen aus unverdienter Verborgenheit hervorgezogen hat, auch dem Sänger der „Deutschen Weisen“ endlich gerecht werden! Oder soll es ihm ergehen, wie der anderen Westfalin, Annette von Droste-Hülshoff, die ahnungsvoll von sich schrieb: „Nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden“? Nein, grade in unseren Tagen ist die sauerländische Nachtigall mit ihren wunder süßen und lautern Tönen von nöten und von nutzen. Westfalen, Sauerländer, vergeßt des Sängers nicht, der euer Heimatland so heiß geliebt und so warm besungen hat, dem die Heimat zum „Himmelst op Eeren“, zur Muse, zum Gegenstande seiner echten und wahren Heimatkunst wurde, der sich in der „gottverlassenen Fremde“ dünkte, wenn er der Heimat nicht nahe war. Ihm, dem ihr nun zuguterlezt auch ein Denkmal aus Erz und Stein inmitten seiner grünen Berge errichtet habt, tut auf eure Herzen und Häuser! Es ferne und liebe ihn

„Jedes Haus, wo deutsche Sitte
Noch ein fröhlich Dasein fristet.“!

(„Deutsche Weisen.“)





